

**N**ICHT WAS ÜBERHAUPT im Hinblick auf den bevorstehenden 8. Mai und besonders nach so manch törichter und widerwärtiger Rede in den letzten Monaten und Wochen zu sagen bzw. zu schreiben wäre, sondern wie konkret in einer zum Gottesdienst versammelten *Gemeinde* möglichst *alle* angesprochen und zur Besinnung gerufen werden könnten, wurde im Pfarrer und Laien umfassenden «Freckenhorster Kreis» (Norddeutschland) beraten. In diesem Bemühen läßt sich eine Parallele zu der in dieser Ausgabe vom südafrikanischen Erzbischof *Denis Hurley* hervorgehobenen Aufgabe sehen, die prophetische Rede der Kirche zu einer kommunikativen, breitere Kreise der Basis umfassenden Evangelisierung werden zu lassen. In diesem Sinn wurde vom «Ständigen Arbeitskreis» der genannten Vereinigung der nachfolgende Text als *Predigtentwurf* besprochen und mitverantwortet. Der Verfasser, Pfarrer *Hans Werners*, Münster/Westf., gibt allerdings in einer Vorbemerkung zu bedenken, daß die Predigt, so wie sie dastehe, nicht gehalten werden könne: «Zunächst ist sie für unsern Gottesdienst zu lang. Und weiter kann in einer solchen Vorlage nicht realisiert werden, was in jeder Predigt geschehen sollte, daß der Prediger sich selber einbringt und angesprochen werden kann auf das, was er sagt. Es ist leicht einzusehen, daß jene, welche die Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges als Erwachsene miterlebten, miterlitten oder auch zum Teil mitverantworten haben, den 8. Mai anders werten als jene, die nicht einmal mehr die Reste von Trümmern gesehen haben, und wieder anders als jene, die damals noch Kinder waren und aus dieser Perspektive Eindrücke behalten haben. Mit dem Abdruck des hier folgenden Textes meinen wir, auch Gemeinden außerhalb Deutschlands einen Anstoß zu möglicher Besinnung geben zu können; konkret zielt er auf eine Predigt in der Eucharistiefeier am *Sonntag vor dem 8. Mai* (5. Sonntag in der Osterzeit) mit den biblischen Lesungen 1 Joh 3, 18–24, und Joh 15, 1–8. (Red.)

## Erinnerung bewirkt Befreiung

Alle christlichen Gottesdienste sind Gedächtnisfeiern. Wir gedenken in Wort und sakramentalen Zeichen des Lebens, des Sterbens und der Auferstehung unseres Herrn; das gilt ganz besonders jetzt für diese österliche Zeit. Ohne solches Gedächtnis würden die Zusammenkünfte der Gläubigen das Wichtigste verlieren. Dabei zeigt es sich, daß wir mit diesen grundlegenden Heilstaten auch anderer Ereignisse im Leben der Kirche gedenken; so begehen wir die Erinnerung an die großen Heiligen mit ihrem Leben und Sterben. Wir bringen auch unser eigenes Leben hier vor Gott; wollen ihm für die erhaltene Zuwendung danken und für das Versagen und die Schuld um Vergebung bitten. So kann es in unserem Gottesdienst auch nicht gleichgültig sein, welche Ereignisse im Leben unseres Volkes von einschneidender Bedeutung sind. Da stehen wir vor einem schwierigen Gedenktag: In dieser Woche jährt sich zum 40. Mal der Tag der Kapitulation Deutschlands und des totalen Sieges der Alliierten; diese, vor allem die Sowjetunion und die USA, haben die Absicht, den 8. Mai feiernd zu begehen. Man mag kritisch fragen, ob man einem 40jährigen Gedenken so großen Raum widmen sollte, da wir doch gewohnt sind, nur den 50. Gedenktag besonders zu begehen. Aber darüber haben wir nicht zu befinden; wir können nur zugestehen, daß diese das Recht haben, den völligen Sieg zu feiern. Uns ist nach Feiern nicht zumute. Aber das darf uns nicht zum Vergessen verleiten, auch wenn es in unserem Volk verschiedene Wertungen gibt: Einige sprechen mit dem Blick auf diesen Tag von Kapitulation, andere vom Zusammenbruch, andere von der Befreiung. Da uns alle als Mitglieder des deutschen Volkes die vergangene Geschichte mit ihren Auswirkungen angeht, nicht nur im politischen oder wirtschaftlichen Bereich, sondern im Gesamtmenschlichen und Ethischen, müssen wir die Geschehnisse vor Gott bedenken.

### 8. MAI 1945/1985

**Predigtentwurf für den 5. Sonntag in der Osterzeit: Tag der Kapitulation des Deutschen Reiches und des Sieges der Alliierten** – Die christliche Gemeinde lebt aus dem Gedächtnis – Nationalsozialistisches Deutschland begann einen Krieg gegen jedes Völkerrecht – Der Sieg der Alliierten hat dieses System zerstört – Auch an die dunklen Seiten der Geschichte muß erinnert werden – Keine kollektive Schuldzuweisung, wohl aber Mitbetroffenheit und Mitverantwortung – Das verheerende Schweigen der Kirchen – Sensibilität gegen Gewalt und Unfreiheit – «Auf dem Hintergrund meiner Rußlanderfahrung» – Vertrauensvorgabe muß geleistet werden (vgl. Kasten).

*Hans Werners, Münster/Westf.*

### LYRIK

**«Den Zweifel auf mich nehmen – im Dienste der Hoffnung»:** Die österreichische Lyrikerin *Christine Busta* (geb. 1915) – Vaterlose Kindheit und früher Tod des Gatten – Neben der Berufsarbeit entsteht ein lyrisches Werk – Sprengung der gebundenen Sprache – Verknappung sprachlicher Mittel – Einfachheit der Bilderwahl – Erfahrung des verstoßenen und vergessenen Menschen – Spuren der Gegenwart des Göttlichen – Es gibt keine Bleibe auf dieser Erde – Die zerstörten Städte – Vielfach gebrochene Gläubigkeit – Der Mensch wird mit seinem Nächsten gerettet.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri/BE*

### SÜDAFRIKA

**Kirche kämpft gegen die Apartheid:** Angesichts der blutigen Polizeiaktionen der letzten Monate – Zunahme der Streiks und andauernde Schulboykott-Aktionen – Begrenzte «Verfassungsreform» der Regierung hat die politische Opposition gestärkt – Südafrika gerät auch außenpolitisch von seinen Freunden unter Druck – Die Stunde der Kirchen – Vom prophetischen Zeugnis zur Evangelisierung – Kontextuelle Pastoral, die vom Phänomen der Apartheid ausgeht.

*Erzbischof Denis Hurley OMI, Durban*

### JAPAN

**«Moralerziehung» in der Nachkriegsgeschichte** – Interview mit *Klaus Luhmer* in Tokio (1): Was zählt «Moral» inmitten des wirtschaftlichen Aufschwungs? – Rückblick auf Erziehungsreformen von 1905 und 1937 – Guter Kriegsausgang wurde als Beweis für gute Erziehung der Nation gewertet – Der japanische «Mythos des 20. Jahrhunderts» – Lehrbücher exklusiv im Erziehungsministerium produziert – 1945/47: Amerikanisch verordnete «Umerziehung» – Moralunterricht samt Mythologie abgeschafft – 1957 gegen den Widerstand der Lehrergewerkschaft unter neuer Zielsetzung wieder eingeführt – Wieviel Zensur ist geblieben? – Neubestimmung auf japanische Tradition scheint Richtung für die nächsten 10–20 Jahre anzugeben. Interview: *Ludwig Kaufmann*

**I.** Zu diesem Gedenken gehört es als erstes, daß wir die Ereignisse, die geschichtlichen Vorgänge, in Wahrheit vor uns kommen lassen, ob wir es nun gerne hören wollen oder nicht. So bleibt die eine Tatsache entscheidend, daß das nationalsozialistische Deutschland den Krieg angefangen, ihn vielfach gegen jede völkerrechtliche Bestimmung geführt hat und in dieser Zeit die brutalen Vernichtungsaktionen gegen die Juden, Zigeuner und geistig Behinderten vollzog. Das gilt es festzuhalten, auch wenn von den Alliierten im Kriegsverlauf manche Verstöße gegen die Menschlichkeit geschahen, z. B. das Bombardieren der offenen Städte, die Gewalttätigkeit in der Vertreibung und die Behandlung von Menschen in den eroberten Ostgebieten Deutschlands. Sehr viele Menschen in unserem Land haben den Nationalsozialismus mit seinen Zielen und seinen Handlungen ganz bejaht; er war nicht nur ein von außen aufgezwungenes System. Viele haben sich mehr oder weniger blenden lassen. Ohne die große Schar überzeugter und entschlossener Anhänger und Mithandelnder wäre ein solches Gewaltregime gar nicht möglich gewesen, hätten die Kriege überhaupt nicht geführt werden können. Unsere damaligen Kriegsgegner haben aber genau das getan, was man einen gerechten Krieg nennt. Sie wurden aus Eroberungswillen überfallen und angegriffen; sie haben sich verteidigt und für diese Verteidigung große Opfer gebracht. Man darf nicht vergessen, daß nach vorsichtigen Schätzungen die Sowjetunion allein 17 Millionen Tote und die Zerstörung des gesamten Westgebietes und die Polen allein etwa 6 Millionen Tote zu beklagen hatten. Das liegt schwer in der schmerzlichen Erinnerung dieser Völker. Das wird nicht dadurch gemildert, daß auch wir Millionen von Toten an der Front und in der Heimat zu betrauern haben. Obschon es beachtlichen Widerstand im damaligen Deutschland gab und viele innere und äußere Gegner des Regimes vorhanden waren: Allein haben wir uns aus der verbrecherischen Gewalt der Hitlerherrschaft nicht befreit; wir sind nur mit der Hilfe der Alliierten dem System entronnen. Das dürfen wir nie vergessen.

**II.** Diese Erinnerung mag bei vielen echte Trauer auslösen. Sie bezieht sich in einem Gottesdienst gewiß zunächst auf die unerhörte Zahl der Toten dieser Kriegskatastrophe; das Gedenken an die Toten gehört zu den grundlegenden Gebeten eines jeden Gottesdienstes. Es gibt noch viele unter uns, die unter dem Verlust lieber Menschen leiden. Dann geht verständlicherweise unser heutiger Blick auf jene Toten, die Opfer des fanatischen Vernichtungswillens der deutschen Machthaber wurden. Die Worte «Auschwitz» und «Dachau» können nie mehr ausradiert werden. Ohne österlichen Glauben müßten wir angesichts dieser unabgeholten Opfer verzweifeln. Wir gedenken weiter der zahllosen Gefallenen auf beiden Seiten und der in der Heimat durch die Bombenangriffe oder auf der Flucht Umgekommenen. Sind unsere Toten nicht unzufrieden mit uns, mit unserem Gedenken? Verstehen wir überhaupt ihre eindringliche und stumme Sprache?

Die Trauer begründet sich aber auch darin, daß wir auch nach 40 Jahren nicht verschweigen dürfen, daß die Katastrophe ja nicht erst 1945 sich ereignete, sondern 1933 begann: Wie konnte es kommen, daß aus unserem Volk, das moralisch nicht besser oder schlechter ist als die anderen Völker auch, eine solche verbrecherische Weltanschauung entstand und daß Gewalttäter das Volk so betören konnten? Nur rationale Gründe scheinen nicht auszureichen. Gewiß haben nun manche durch Gerichtsverfahren eine Strafe der Gerechtigkeit erhalten, gewiß haben viele sich tief bekehrt, haben bereut und gesühnt; aber aufs Ganze gesehen bleibt doch die vorwurfsvolle Frage nach der «Unfähigkeit zu trauern» in unserem Volk. Es mag das belegt werden durch die Tatsache, daß offensichtlich die meisten Bundesbürger an die Zeit und das Geschehen überhaupt nicht mehr erinnern wollen: «Laßt doch die alten Sachen endlich ruhen!» – Wir haben gewiß nach dem Kriegsende viel geleistet: In kurzer Zeit das zerstörte Land aufgebaut; eine große, bei-

spielhafte Eingliederung der Millionen gewaltsam Vertriebener vollzogen und einen großen wirtschaftlichen Aufbau gestaltet. Aber die für die kommende Generation so wichtige Trauerarbeit scheint wenig geleistet. Vieles wurde verdrängt bis zum heutigen Tag. Nun kann ein Mensch, der nichts mehr vom Geschehen erlebt hat, wohl leichter von dem verbrecherischen Kriege sprechen als einer z. B., der einen Sohn darin verloren hat und nun unter großem Schmerz damit fertig werden muß, daß dieser geliebte Mensch umsonst gestorben sei. Es ist seelisch sehr schwer zu verkraften, daß die unerhörten Leiden, die über die Maßen hinausgehenden Anstrengungen, alle Tapferkeit und Einsatzbereitschaft, alles Bluten und Sterben an der Front und in der Heimat vergeblich gewesen seien, ja noch viel schlimmer, daß trotz guter Absicht des einzelnen die gesamten Anstrengungen und Leistungen dem unerhörten Verbrechen dienen mußten. Aber wir können Geschehenes nicht ungeschehen machen. Diese Jahre mit allem Schlimmen sind für immer eingelassen in unsere deutsche Geschichte. Das müssen wir in unsere trauernde Erinnerung mit hineinnehmen; denn sonst dürften wir uns auch nicht mehr der hellen Seiten unserer Geschichte erfreuen, da wir im Kulturellen, Religiösen und Sozialen Großes geschaffen und vielen anderen Völkern mitgeteilt haben. Die dunklen Seiten unserer jüngsten Geschichte gehören zu uns wie die hellen; so werden in der christlichen Tradition auch nicht nur die überzeugenden Taten der Apostel weitergetragen, sondern es wird auch immer wieder von ihrem totalen Versagen, ihrer Flucht, ihrem Verrat, ihrer Treulosigkeit berichtet. Solche Gedanken sind nicht folgenlose und lähmende Selbstbeichtigungen, sondern erwirken Freiheit der Vergangenheit gegenüber und Mut für die Zukunft.

Diese Art der Trauer wird auch in jedem Gottesdienst begangen; das drücken wir im Schuldbekennnis aus. Mit dem Blick auf die Vergangenheit können gewiß die meisten in unserem Volk heute sagen: Ich bin mir keiner Schuld am Geschehen bewußt, da mögen die Betreffenden damals und heute selber zusehen. Wenn wir uns auch zu Recht gegen eine kollektive Schuldzuweisung wehren, so gibt es doch aus der Zugehörigkeit zur ganzen Gemeinschaft des Volkes nicht die Möglichkeit, uns aus der Mitbetroffenheit und Verantwortung wegzustellen. Wir verstehen es doch gut, daß alle Mitglieder einer Familie sich betroffen wissen, wenn ein Sohn der Familie schwer versagt hat. Wird man sich dann nicht gedrängt fühlen, für den Schuldiggewordenen, aus Solidarität mit ihm, stellvertretend diejenigen um Verzeihung zu bitten, denen durch ein Familienmitglied Unrecht geschah? Aus vergleichbarer Verbundenheit erbitten wir für unser Volk die Vergebung von Gott und von den Menschengruppen und Völkern, denen im Namen unseres Volkes so schweres Unrecht geschah. Es ist tröstlich und befreiend, gerade im österlichen Gottesdienst, daß uns die Versöhnung mit Gott zugesprochen wird. Wir haben in der Lesung eben das unerhört aufrichtende Wort vernommen: «Wenn das Herz uns auch verurteilt, Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles.» In der von Gott empfangenen Versöhnung können wir nicht anders denn das Versöhnte und Versöhnende leben und in Wort und Tat der Versöhnung unter den Menschen dienen.

Dienst an der Versöhnung nach innen und außen ist entscheidender Auftrag der kirchlichen Gemeinschaft. Aber sie kann das nur glaubwürdig tun, wenn sie als solche auch die Trauerarbeit vollzieht. Die Kirche mahnt ständig ihre Mitglieder zu Bekenntnis und Buße. Hat sie das aber auch als Institution, als Gemeinschaft im Angesicht der Vergangenheit hinlänglich getan in unserem Volk? Es hat manche Erklärungen offizieller Organe, z. B. der Bischofskonferenz, gegeben, die sich auf die nationalsozialistische Zeit bezogen. Mit Recht wurde darauf verwiesen, wie die Kirche vor der Machtergreifung die Ideologie verurteilt hat; wie sie später in vielfältiger Weise Widerstand leistete gegenüber den Übergriffen des Staates, aber zumeist bezogen sie sich darauf, daß kirchliche Institutionen, Personen und Einrichtungen betroffen waren; gewiß hat es

auch so rühmliche Beispiele gegeben wie das des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, der sich unerschrocken gegen den Mord an den geistig Behinderten, gegen die sogenannte Euthanasie, gewandt hat. Aber wir können nicht übersehen, daß die Kirche zu zwei entscheidenden Vorgängen praktisch geschwiegen und sich hinterher nicht deswegen als schuldig bezeichnet hat. Das betrifft einmal den gewalttätigen Überfall auf Polen und die Sowjetunion. Es handelte sich eindeutig um einen ungerechten Krieg. Weil die Bischöfe zu dieser Frage geschwiegen haben und für Führer, Volk und Vaterland beten ließen, hatten die meisten Gläubigen das Bewußtsein, hier handle es sich um einen gerechten Krieg, dem man sich nicht verweigern darf, was zudem ja auch den einzelnen das Leben gekostet hätte. Und zum anderen schwieg die Kirche offiziell über das, was an schrecklicher Gewalttätigkeit den Juden angetan wurde. Glücklicherweise gibt es wenigstens ein überzeugendes, auch von Juden sehr akzeptiertes Dokument, das hier klar das Versagen der Kirche anspricht: Es handelt sich um das Wort der Synode von Würzburg in dem Bekenntnistext «Unsere Hoffnung» (IV, 2): «Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren ließ und die zu dem an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat. Viele sind dabei aus nackter Lebensangst schuldig geworden. Daß Christen sogar bei dieser Verfolgung mitgewirkt haben, bedrückt uns besonders schwer. Die praktische Redlichkeit unseres Erneuerungswillens hängt auch an dem Eingeständnis dieser Schuld und an der Bereitschaft, aus dieser Schuldgeschichte unseres Landes und auch unserer Kirche schmerzlich zu lernen.» Wir hoffen, daß die offiziellen Erklärungen, falls sie zum 8. Mai geschehen, im Sinne dieses Wortes reden.

**III.** Das Gedenken aber führt uns nicht nur in die Trauer, es bewegt uns auch zum Dank. In der Eucharistie danken wir Gott für die österlichen Gaben in Christus, aber wir danken ihm auch für alles, was wir, der einzelne und die Gemeinschaft, an Gutem erfahren haben. Auch daran erinnert uns der 8. Mai. Wir danken Gott, daß die finstere Herrschaft sich nicht fortgesetzt hat, sondern ein baldiges Ende fand und zerbrach. Damit verbindet sich auch der Dank an jene Menschen, die auch zu unserer Befreiung so viele Opfer gebracht haben. Wir müssen Gott danken, daß unser Volk in Schuld und Elend nicht zugrunde ging, sondern sich, wenn auch mit schweren Einbußen, erheben konnte und daß sich eine demokratische Ordnung entwickelte, die wohl zur besten Verfassung führte, die wir je hatten. Besonders aber gilt der Dank jenen, die aus Glauben und tiefem Gewissen offenen Widerstand wagten aus einer unbeschreiblichen Kraft gegenüber einem unerbittlichen System. Namen wie Delp, Bonhoeffer, Geschwister Scholl und viele andere dürfen nie untergehen. Wir sind sehr froh, daß wir diese Zeugen haben, Märtyrer unserer Gegenwart, deren Gedächtnis wir tief bewahren wollen. Mit Dank dürfen wir auch feststellen, daß in dieser finsternen Zeit mit der zum Teil haßerfüllten Ablehnung alles Christlichen die Gläubigen in den beiden Konfessionen sich entscheidend näherten und eine Ökumene begründet wurde, die hoffnungsvoll in die Zukunft weist.

**IV.** Das Gedenken enthält im Gottesdienst auch immer noch eine andere Richtung: Wir sagen zu Gott, wie es in den Psalmen heißt: Herr, gedenke unser. Das nimmt die Gestalt der Bitte an. Wir wollen inständig Gott bitten, er möge unseren Weg in die Zukunft erhellen. Er allein kann uns so wachsam machen, daß wir als Volk nicht mehr einer schrecklichen Ideologie verfallen, sondern eine Sensibilität bekommen und

## «Auf dem Hintergrund meiner Rußlanderfahrung ...»

Hans Werners, der Verfasser des nebenstehenden Predigtentwurfs, erlebte den 8. Mai 1945 in sowjetischer Gefangenschaft. Er war Anfang des Jahres 1940 kurz nach seiner Priesterweihe als Sanitätssoldat eingezogen worden, machte den ganzen Rußlandfeldzug mit und gehörte zu den wenigen, die im August 1944 bei der Vernichtung einer ganzen Armee in Rumänien und beim anschließenden Gefangenentransport mit dem Leben davonkamen. Den Winter verbrachte er als Schwerkranker und Verletzter im Lazarett, und er war gerade in ein Arbeitslager abtransportiert worden, als der 8. Mai anbrach: «Es war ein Sonnabend», erzählt er, «wir mußten alle antreten, vielleicht 6-800 Gefangene, die Hälfte Rumänen, die Hälfte Deutsche. Ich konnte inzwischen etwas Russisch, und so mußte ich übersetzen, was man uns mitteilte: Daß die Deutschen kapituliert hätten und der totale Sieg errungen sei. Wir standen schlotternd und friierend da, aber wir haben tief aufgeatmet in der Annahme, die Gefangenschaft sei zu Ende. Der Offizier, der auf seine Weise durchaus freundlich war, erklärte dann allerdings, wir müßten hierbleiben, um alles wieder aufzubauen. Dabei verwies er auf die zerstörten Fabriken ringsum. Wir waren nämlich in so einem alten Fabrikgebäude untergebracht. Dankbar über das Ende wollten wir gerne beim Wiederaufbau mithelfen und hatten auch das Gefühl, dies sei notwendig. Allerdings hofften wir, es könnte dies so geschehen, daß wir in Freiheit und nicht noch lange Zeit hinter Stacheldraht Gefangene wären. In Wirklichkeit blieben wir dies, wurden aber zu einer Zeit entlassen, als noch ein Großteil des russischen Landes zerstört war.»

Über den russischen Offizier und was er an jenem Tag sagte, fügt Werners hinzu: «Ja, ich erinnere mich genau. Es war ein junger Leutnant, und auch den Namen hab ich noch im Kopf: *Barassnikow*. Er sagte gleich zu Beginn, und das war für uns interessant, man dürfe die Deutschen nicht alle in einen Topf werfen, man müsse unterscheiden zwischen den Nazis und denen, die einfach gezwungen worden seien, mitzumachen. Es gehe nun darum, ein friedliches Deutschland wieder aufzubauen. Und er ermutigte uns: Wir müßten jetzt zwar etwas aushalten und natürlich wieder gutmachen; aber es sei doch eine Sache, daß daraus eine Friedensbeziehung zwischen der Sowjetunion und dem neuen Deutschland erwachsen könne.»

### Die Alternative: Vertrauensvorgabe

Gefragt, wo er heute das Haupthindernis zur Aussöhnung zwischen Russen und Deutschen sieht, meint Werners, daß auf beiden Seiten eine sehr große *Angst* besteht: «Die Russen haben nach wie vor Angst vor den Deutschen. In der Bevölkerung lebt noch immer das Bewußtsein, von Deutschland völlig unerwartet überfallen worden zu sein: mit aller Wucht und allem Schrecklichen, was dies im Gefolge hatte. Andererseits die paar Mal, die ich seither in Rußland war und auf Campingplätzen usw. mit Russen gesprochen habe – das letzte Mal vor fünfzehn Jahren –, habe ich nie eine abschätzige oder haßerfüllte Bemerkung gehört, auch nicht wenn ich sagte, daß ich damals selber in Rußland gewesen sei. Zugleich zeigten sie ihre Entschlossenheit, alles zu vermeiden, daß noch einmal ähnliches wie damals passieren könnte. Dem Deutschenschreck drüben entspricht der Russenschreck hier. Daß es ihn gibt, läßt sich nicht bestreiten, daß er hier wie drüben ideologisch ausgenützt wird, ist eine andere Sache. Ich kenne das System drüben, habe vor allem auch die Bespitzelung (unter Einbezug von Deutschen) erfahren müssen; trotzdem halte ich es für falsch, daß bei uns der Sowjetschreck so weit verbreitet ist, daß daraus ein Sicherheitsverlangen entsteht, das den Realitäten nicht entspricht, und daß man zu wenig das Sicherheitsbedürfnis des russischen Volkes bedenkt.»

«Die Alternative zur überzogenen Sicherheit» – damit kommt Werners zur positiven Aufgabe der Kirchen – «ist das Vertrauen. Vertrauen ist immer ein Risiko. Aber die *Vertrauensvorgabe* muß geleistet werden: Sie ist biblisch begründet, und die Kirchen sollen die Christen dazu ermuntern. Wie ein Politiker das realisiert angesichts seiner Verpflichtung, Sicherheit zu stiften, ist dann noch ein Prozeß, den er selber durchmachen muß.» Und Werners schließt mit dem Wunsch, es möchten mehr und mehr Vertreter von Kirchen durch Besuche, Austausch und Kontakte an der Aufgabe mitwirken, Mißtrauen abzubauen.

Gesprächsnotizen: L. K.

behalten für jede Form von Gewalttätigkeit und Unfreiheit; und das heißt doch auch, daß die Kirche in diesem Sinne wahrhaft politisch sein muß, um vor jeglichen Machthabern prophetisch die Sache der Bedrängten zu vertreten. Wir sollten dabei bereit werden, die Konsequenzen aus dem unheilvollen Geschehen anzunehmen trotz allen Schmerzes: den Verlust eines großen Teils unseres Landes und die Tatsache, daß unsere Nation geteilt ist und daß dies vorläufig nicht revidierbar erscheint. Es mag uns tief ins Bewußtsein geschrieben sein, daß die Menschen im anderen Teil Deutschlands die Teilung als Kriegsfolge viel härter durchleiden müssen als wir, da sie in einem System von mancherlei Unfreiheit leben müssen. Wir alle sollten offen werden für das Bemühen, die Solidarität und Gemeinschaft aufrechtzuerhalten und zu erweitern. Der Herr mag uns bestärken zum unerschütterlichen Entschluß, daß vom deutschen Boden nie ein Krieg mehr ausgehen darf und daß unsere Anstrengungen, dem Frieden und der Versöhnung zu dienen, wichtiger werden als die in sich berechtigte Sorge um die Sicherheit, die zu den wahnsinnigen Rüstungen führt. Der Herr mag unsere Augen öffnen, daß wir das große Unrecht sehen, das wir den vielen Entwicklungsländern, der Masse der hungernden und leidenden Menschen zufügen, da wir erheblich auf ihre Kosten leben. Vielleicht wird man das eines Tages unserer jetzigen Ge-

neration vorwerfen, daß wir verblendet waren angesichts dieser großen Herausforderung durch Leiden, Hunger und Unrecht. Nach biblischem Verständnis drängen alle Bitten und Fürbitten auch dahin, daß wir die vor Gott getragenen Anliegen zu unserer eigenen Sache machen, indem wir einzeln und gemeinschaftlich das Erbetene in die Tat, in das Handeln umsetzen.

Das Evangelium heute enthält Jesu Gleichnisrede vom Weinstock und den Reben. «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.» Das scheint uns zunächst unmittelbar nichts zu sagen für den kommenden Gedächtnistag, und doch liegt beim näheren Hinhören eine ganz heilsame Wahrheit für uns darin ausgedrückt. Jesus sagt im Gleichnis: «Ohne mich könnt ihr nichts tun.» Er ist Leben, Frieden und Versöhnung. Nur in ihm haben unser Gedenken, unsere Trauer, unsere Hoffnung, unsere Friedensbemühungen einen letzten Halt. Verbunden mit ihm können wir des 8. Mai ohne innere Zerrissenheit gedenken.

Hans Werners, Münster/Westf.

<sup>1</sup> Dr. theol. h. c. Hans Werners, Pfarrer in Münster-Angelmodde, daneben Akademikerseelsorger, früher (1956-68) Studentenpfarrer, wurde im letzten September 70 Jahre alt. Zu diesem Anlaß erschien: M. Berief, P. Schladoth, R. Waltermann (Hrsg.), Verkündigen aus Leidenschaft. Dank an Hans Werners. Butzon & Bercker, Kevelaar 1985, 351 S.

## «Aber dennoch und immer wieder ...»

Die Lyrikerin Christine Busta und ihr Werk<sup>1</sup>

«*Leben ist Provokation, Gottes Erbarmen mit dem Nichts.*» Diesen Satz hat Christine Busta ihren Freunden zugeeignet («Wenn du das Wappen der Liebe malst», S. 106), und sie hat ihn selbst erfahren, gekostet und erlitten. Am 23. April 1985 feiert sie, die zu den stärksten Begabungen des modernen literarischen Österreich zählt, den 70. Geburtstag. Ihre Gestaltungskraft hat sie fast ausschließlich dem Gedicht zugewandt, und sie erweist damit die lyrische Potenz ihres Landes in diesem Jahrhundert, die sich vor allem in Frauen verwirklicht – in *Ingeborg Bachmann, Christine Lavant, Friederike Mayröcker* und eben in Christine Busta.

Christine Busta ist eine Frau und Künstlerin, die sich der antiken Kardinaltugend des Maßes verpflichtet hat. Diese Feststellung schließt jede Verharmlosung aus, will nichts zu leicht befinden. Denn wer sich einmal mit den Lebensumständen dieser Lyrikerin befaßt hat, wer ihre Gedichte liest, der ahnt, wie sehr sich der Schmerz im Untergrund einer scheinbar befriedeten Oberfläche eingenistet hat.

### Der Werdegang

Christine Busta ist am 23. April 1915 in Wien, im fünfzehnten Bezirk, geboren worden. Das Kind wuchs vaterlos auf und erlebte eine Jugend in großer Armut. Demütigungen, wie sie damals einem unehelichen Kind zustießen, blieben keineswegs aus. Eine Reminiszenz an den Vater findet sich in einem ihrer Gedichte, «Fragmente der Herkunft» (in: «Wenn du das Wappen der Liebe malst», S. 109, IV):

... Vom Vater blieben mir Schattenrisse:  
Wagenschmied, Kunstschmied, arbeitsam, herrisch.  
Eheflüchtig und einsamkeitstreu  
zuletzt in einer Jagdhütte gelebt.  
Seinem Sohn die Halbschwester verschwiegen,  
als Nachlaß erst aktenkundgetan ...

Christine Bustas Mutter, die als Verkäuferin und Dienstmäd-

chen den Lebensunterhalt verdiente, wurde von schweren Krankheiten öfters in ihren Tätigkeiten gehindert, geriet unter die Schar der Arbeitslosen, so daß die Tochter seit dem 14. Lebensjahr neben Schule und Studium ihre Lebenskosten selbst bestreiten mußte, später dann auch jene der Mutter.

### MEINER MUTTER

† 23. 3. 1974

Wehrlos hast du dich wehren müssen.  
Nicht vor dem Leben und nicht vorm Tod  
hab ich dich schützen können.

Jetzt bereit ich dir einen Schild aus Erde  
und pflanz dir ein Wappen aus Blumen und Gras  
gegenüber dem Himmel.

Schon haben die Falter die Inschrift erkannt  
und die Bienen kommen herbeigeflogen  
zu deiner Verteidigung.

Es wird Zeit, den Bienenvater zu suchen,  
um mir ein Klümpchen Wachs zu erbetteln  
für ein Licht durch den Schnee.

(«Salzgärten», S. 5)

Das hochbegabte Mädchen schloß 1933 das Realgymnasium mit der Matura ab und studierte danach als Werkstudentin während acht Semestern Anglistik und Germanistik an der Universität Wien. Aus finanziellen und gesundheitlichen Gründen mußte sie das Studium wiederholt unterbrechen; schließlich wurde der Druck so groß, daß Christine Busta nicht mehr an eine Beendigung ihrer Universitätsstudien denken konnte. 1938 erhielt sie eine Anstellung als Hilfslehrerin an der Handelsakademie Wien VIII. Zwei Jahre später verheiratete sie sich mit dem Musiker Maximilian Dimt; seit Juni 1944 wird dieser an der Ostfront vermißt. In mehreren Gedichten (das folgende aus «Die Scheune der Vögel», S. 40) hat Christine Busta diesen Verlust angedeutet:

### IN EINER TOTENKAMMER

Klein sind die Geister der Toten,  
gleich armseligen Kinderbroten  
liegen sie ausgestellt.

So genügsam ist Gott geworden,  
er nimmt sie als Kostbarstes von den Borden  
im üppigen Jahrmarktszelt.

<sup>1</sup> Werke von Christine Busta (im Otto Müller Verlag Salzburg): *Der Regenbaum*. Gedichte (1951, 1977); *Lampe und Delphin*. Gedichte (1955, 1966); *Die Scheune der Vögel*. Gedichte (1958, 1968); *Die Sternmühle*. Gedichte für Kinder und ihre Freunde (1959, 1974); *Unterwegs zu älteren Feuern*. Gedichte (1965, 1978); *Salzgärten*. Gedichte (1975); *Wenn du das Wappen der Liebe malst ...* Gedichte (1981, 1983).

1945 amtierte Christine Busta als Dolmetscherin und Hotelleiterin bei der britischen Besatzungsmacht, und 1950 trat sie in den bibliothekarischen Dienst bei den Wiener Städtischen Büchereien; ein Jahr später wurde sie zur Leiterin der Hauptbücherei ernannt. 1974 verlieh man ihr den Titel eines Magistratsrats. Im März 1976 ist Christine Busta in den Ruhestand getreten.

Für ihr dichterisches Werk ist Christine Busta seit 1954 mit zahlreichen Ehrungen ausgezeichnet worden, von denen hier lediglich der Georg-Trakl-Preis (1954), der Droste-Preis der Stadt Meersburg (1963) und der Große Österreichische Staatspreis für Lyrik (1969) erwähnt seien. 1966 ist Christine Busta, deren bürgerlicher Name Christine Dimt lautet, zudem der Titel eines Professors zuerkannt worden. – Seit 1946 hat Christine Busta Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften sowie in- und ausländischen Anthologien veröffentlicht. Ihre wichtigsten Gedichtbände sind im Zeitraum von dreißig Jahren erschienen, zwischen 1951 und 1981. Vom Herder-Verlag in Wien wechselte sie bald einmal zum Verlag Otto Müller in Salzburg über, der nun seit dreißig Jahren ihr dichterisches Werk betreut. Nicht unerwähnt bleiben soll die Tatsache, daß Christine Busta auch im Bereich der Jugendliteratur tätig ist und für diesen Schaffenszweig mehrere Preise im In- und Ausland erhalten hat.

### Kontinuität der Entwicklung

Überblickt man die lyrischen Veröffentlichungen Christine Bustas, so fällt deren in sich selbst gegründete Kontinuität auf. Auf der formalen Ebene zeichnet sich eine deutliche Entwicklung von der getragenen und gebundenen Sprache hin zu einer stärkeren Lockerung ab, die bis zur Vereinzelnung der Wörter führt. Damit nimmt Christine Busta teil an der allgemeinen Befreiung des modernen Gedichts aus den Gesetzmäßigkeiten von Rhythmus und Reim. Allerdings siedelt sich diese Lyrikerin nie im Extrem an; ihre Verse bleiben auch im Prozeß der zunehmenden Reduktion verständlich. Denn mit der Lockerung geht die Verknappung einher; die längeren Gedichte der Frühzeit wandeln sich zu kurzen und kürzesten lyrischen Notizen, oft nur drei oder vier Zeilen umfassend, die durch Kargheit und Luzidität bestechen. – Fast immer sind diese Gedichte Äußerungen eines lyrischen Ichs, selten greift Christine Busta zum Rollengedicht.

Drei Bereiche liefern Inspiration und Imagination: Natur, Mythos und Bibel. Immer wiederkehrende Zeichen sind Feuer und Salz, Vogel und Mond, Distel, Nessel und Gras, Asche und Atem, Stern und Flaum, Nacht und Schnee. Es sind leicht greifbare und eingängige Zeichen für den Leser, die sich ihm in ihrer zart-kraftigen Sinnlichkeit sofort zu erschließen scheinen. Allerdings spielt Christine Busta mit ihnen in mannigfacher Weise; sie knüpft manchmal an die traditionelle Bildsprache dieser Zeichen an, variiert sie sodann, verkehrt sie oft in gegensätzliche Bedeutungen, so daß sich einerseits Doppelsinnigkeiten ergeben, andererseits in gewissen Fällen ursprüngliche Sinngebungen wieder zurückkehren und der Bildgehalt dem Leser neu «wie am ersten Schöpfungstag» erscheint.

Als Gestalten treten Figuren aus der Mythologie, der Dichtung, der Hagiografie und der Bibel auf: Odysseus, Leda, Arion, Eurydike, Persephone, Pan, aber auch der gute Hirte, der verlorene Sohn, Franziskus und Petrus, Hieronymus und die Madonna bevölkern die «Wände meiner heimlichen Kirche» («Wenn du das Wappen der Liebe malst», S. 96). – Die geografische Welt dieser Gedichte umfaßt die heimische Natur und die Örtlichkeiten der österreichischen Hauptstadt, ferner die Landschaften Etruriens, Griechenlands, Ägyptens, Jugoslawiens und Flanderns, sowie Venedig als Ort lautloser Zerstörung. Nicht Reisebilder sind es, die Christine Busta gestaltet, sondern im fremden Landstrich gibt sich die Verwandtschaft zu erkennen, das Gleichnis des hier und dort gültig Menschlichen.

Wie sich die Dichtung äußerlich bewußt auf diese wenigen Be-

zugspunkte beschränkt, so läßt sich auch die innere Thematik in wenigen Begriffen einsammeln. Es herrscht das Gefühl des Verworrenseins und der Fremde, von Lieben und Sterben vor, von Zuwendung und Abschied, von der Unsicherheit menschlicher Existenz und der Teilnahme an der eigenen wechselvollen Zeit. Gerade aus dieser Zuwendung erwachsen jene Äußerungen zum politischen Geschehen, die man zu den wichtigsten Zeitgedichten dieser Jahrzehnte rechnen darf. Sie verlassen den Raum intimer Zwiesprache zwischen einem Ich und einem Du und adressieren sich an die große Gemeinschaft der Menschen in einer fast weltumfassenden Gebärde. Christine Busta setzt mit ihnen ein Zeichen der Solidarität mit ihrem Jahrhundert.

Diese Einfachheit in Formgebung und Bildwahl paart sich bei Christine Busta mit einer ausgesprochenen Schönheit in Wort und Klang. Die Asketin ist zugleich Ästhetin, die indes von allem Menschlichen angerührt wird, weil sie selbst ganz menschlich, liebes- und leidensfähig geblieben ist.

### Verstoßen- und Vergessensein

Unter den noch greifbaren Veröffentlichungen ist als früheste der Gedichtband «*Der Regenbaum*» von 1951 zu nennen.<sup>2</sup> Das prägende Erlebnis, den eigenen Gatten unter den Verschollenen zu wissen, klingt hier in größter Verhaltenheit nach. Doch ist nichts mehr wie zuvor, denn «ausgespien / hab ich die Süße der Vergänglichkeit ...» (S. 108), und die Bilanz des Schlußgedichts faßt sich in aller denkbaren Kürze (S. 131):

#### BESITZ DES MENSCHEN

Was ist uns geblieben? Zu Häupten die Sterne, die unnahbar fremden,  
unter den Füßen die Toten, das wilde kindliche Gras  
und im Herzen die Schuld, die ruhlos lebendige.

In sanfter Bewegung, abgestimmt auf einen harmonischen Ton, fließen die Gedichte des 1955 erschienenen Bandes «*Lampe und Delphin*» dahin, aber ihr Geschmack ist bitter. Denn deutlich setzen sich hier Verstoßen- und Vergessensein als existentielle Erfahrungen durch: «Der Acker der Herzen ist längst schon abgeerntet ...» (S. 11). Nichts kommt hilfreich entgegen, nichts erschließt sich oder löst die Sterne auf (S. 9):

#### LEBEN AUF DIESEM STERN

Wo sollen wir hausen? Wir erben siderische Städte:  
ungangbar die Treppen, die Zimmer unmenschlich, am Tage  
bewohnt von der Sonne, der furchtlosen Löwin, und nachts die  
entfremdeten Fenster belagert von Schwärze und Sternen.

Nesthocker der Erde. Wir waren lange geduldet.  
Nun sind wir Auswurf, flügge wie Regen und Schnee, und nisten  
winterlang in den schrecklichen Mauern der Winde.

Aber in einer sachten Bildsprache äußert sich kaum merklich das Vertrauen der Dichterin auf ein Zeichen göttlicher Anwesenheit. An solchen Punkten erschließt sich dem Leser immer wieder die Einsicht, daß diese Frau und Künstlerin nur so die Herausforderungen intensiv gelebter Zeit- und Lebensgenossenschaft bestehen kann (S. 25):

#### WINTER ÜBER DEN DÄCHERN

Diese Tage sind anders geschrieben:  
rot auf weiß,  
mit den Füßen grauer, verlauster Tauben.  
Botschaften der Geduld, hingeduckt unterm Schneewind,  
wachsam äugend vorm Dickicht der erfrorenen Fenster.

Ungelesene Zeichen mählich verharschten Vertrauens;  
aber noch kreisen die Flüge über dem Abgrund.  
Vielleicht doch  
streut vor Nacht eine Hand  
das Korn der Gnade, das harte.

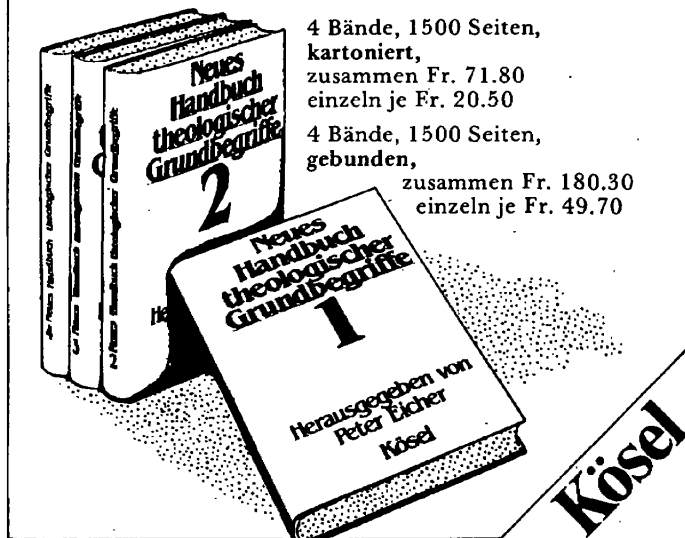
<sup>2</sup> 1950 erschien der Gedichtband «*Jahr um Jahr*» (heute vergriffen), der Christine Bustas selbstverordnete Phase des Schweigens seit 1933 beendete.

# Das neue Handbuch theologischer Grundbegriffe

4 Bände mit über 110 Artikeln von über 100 namhaften Autoren – insgesamt 1500 Seiten!

„... So präsentiert das ‚Neue Handbuch‘ die vielversprechenden Wege theologischen Umbruchs. Darum ist es ein Grundlagenwerk der 80er Jahre.“

Norbert Copray im Publik Forum



4 Bände, 1500 Seiten,  
kartoniert,  
zusammen Fr. 71.80  
einzeln je Fr. 20.50

4 Bände, 1500 Seiten,  
gebunden,  
zusammen Fr. 180.30  
einzeln je Fr. 49.70

Die Natur erscheint ihr da noch immer als ein göttlicher Bereich; sie ist nicht nur Trost für die Städterin, nicht nur idyllegesättigter Gegenpol zur verzehrenden Stadt. Der Gang zur Natur gleicht nicht der Heimkehr, wie dies Christine Busta in einer temperamentvollen Erwiderung auf Christine Lavants Gedicht «Heim zu den Zwiebelchen» darlegt (Gedicht «O Springen», in: «Der Regenbaum», S. 124). Die Hinwendung zur Natur ist nun Abenteuer, Ausreise aus dem gewohnten Revier: «Aus allem fort! Auch aus der Wiederkehr! // O springen: / ins reine Feuer eines fremden Sterns!» Damit setzt sich Christine Busta deutlich ab von der Tradition der modernen Naturlyriker (und damit auch von ihren frühen Vorbildern). Eher schon rückt sie in die Nähe jenes Bereichs, den *Elisabeth Langgässer* mit dem Begriff des «christlichen Naturgedichts» angedeutet hat. Allerdings gebärdet sich Christine Bustas Sprache nicht hymnisch, sondern nüchtern-zurückhaltend. Die Flut der Bilder stößt sie in ihren gelungenen Gedichten zurück, wählt einige wenige aus und deutet z. B. das verborgene göttliche Wirken, das bald schon verloren geglaubte, in einem einzigen Bild an, dem «Korn der Gnade». Indes kennt auch dieses Werk die Überfülle der Bilder, den barocken Überschwang. Aber mit zunehmender künstlerischer Reife geht die Dichterin ökonomischer mit ihren Imaginationen um.

## Tod und Leben – Asche und Atem

In die Mitte von Christine Bustas Schaffen fallen wohl zwei ihrer schönsten Gedichtbände: «Die Scheune der Vögel» (1958) und «Unterwegs zu älteren Feuern» (1965). Wieder ist es der Tod, der die Thematik des erstgenannten Bandes bestimmt, das Bewußtsein der Vergänglichkeit alles Irdischen. Nicht allein das Sterben des Einzelnen beschäftigt die Autorin, sondern der Hingang der vielen, der Namenlosen, der sie wohl an das Los ihres Gatten denken läßt («Die Scheune der Vögel», S. 58):

AUF DEM ALTEN FRIEDHOF ZU ST. MARX  
(wo Mozart begraben liegt)

Mit Steinen füllt die Zeit ihr Maß,  
die Urnen sammeln Vogellieder,  
Unsterblichkeit im Nest aus Flieder,  
gerecht und bitter wächst das Gras.

Ein solch formstrenge Gedicht wie dieses läßt gleichwohl den großen Atem spüren, die lyrische Könnerschaft der Urheberin. Eigenartig verschwistern sich hier gegensätzliche Empfindungen, Weiches und Hartes, Schmeichelndes und Stechendes. Diese Ganzheitlichkeit der Gefühle stiftet die innere Ausgewogenheit dieser Gedichte. Deutlicher als zuvor findet Christine Busta im Gedichtband «Die Scheune der Vögel» zu Bildern komplementären Charakters. Da verwehrt die «furchtbare Asche», die auf «unseren Stern» regnet wie auf die Herzen, jegliches Leben (S. 41). Sie ist Signum totaler endzeitlicher Vernichtung, während der Flaum, der die große Landschaft verheißungsvoll füllt (S. 109), das Leben ankündigt. Flaum birgt das Geheimnis des Werdens, der Zartheit und Zärtlichkeit. Als Zeichen tritt er immer wieder auch im Liebesgedicht auf, wo der Atem des Geliebten «ein Flaumgestirn voll unversehrtem Licht» ist (S. 114). Der Band, der mit Mohn und Asche – der Asche von Auschwitz und Hiroshima – Schlaf und Tod beschwört, klingt in geheimnishafter Entsprechung mit einem Liebesgedicht aus (S. 120):

## SCHNEE IM ADVENT

Leiser wird nichts verkündigt:  
so reden Liebende nachts,  
die fern voneinander schlafen,  
und finden am Morgen die fremde  
Erde wieder als Nest  
voll von himmlischem Flaum.

Der 1965 erschienene Gedichtband «Unterwegs zu älteren Feuern» spricht von der Unsicherheit der *conditio humana*. Kurz bemessen ist die Zeit, ein Verworfenener der Mensch, der sich immer wieder loslösen muß, wo er verweilen möchte (S. 92):

## ZU ÄLTEREN FEUERN

Nimm Abschied von Halm und Holz,  
von der kindlichen Haut der Flamme.  
Wir sind unterwegs zu älteren  
Feuern aus Stein und Erz.

Kältere Tode warten,  
nicht Blutopfer, Atemopfer.  
Und nur das Herzgeborgne  
schiffte sich mit uns noch ein.

Flügellos meldet die Taube  
Unbetretbares, Fremdes.  
Die verlassene Erde  
ist schon Mythe und Stern.

Das Bewußtsein, auf dieser Erde keine Bleibe finden zu können, unterwegs zu sein – unbehaust, verstoßen –, gräbt sich in diese Gedichte ein: «Eingestiegen sind wir ins große Traumschiff der Leere ...» (S. 21). Der Mensch dieser Gedichte sieht sich der grundsätzlichen Frage ausgeliefert: «Denn zwischen Gras und Sternen / wessen ist er selber / sprachlos erschüttert?» (S. 31).

Trotz dieser Trauer eines Menschen, der zwischen «Gras und Sternen» heimisch werden möchte und dies nicht vermag, äußert sich ein unbändiger Lebensdrang («Unterwegs zu älteren Feuern», S. 67):

## EPITAPH

Nichts kann stillen!  
Wirf Erde in meinen Mund,  
und ich singe dir Gras ...

Auch die Liebesgedichte dieses Lyrikbandes durchbrechen mit ihrer Unverzagtheit immer wieder das Wissen um alle Hinfälligkeit und Unvollkommenheit (S. 65):

#### DIE HEUHÜTTE

Es gibt keine Tür.

Die Liebenden steigen  
wie Sterne ins Fenster.  
Ihre Worte verfallen  
hingemäht von der Lust.

Schlaf im Arom des Todes,  
unter zuckenden Lidern  
Farben aus Mond und Mohn.

Zwischen Blume und Halm verwitternd  
Briefe, brüchige Schuld und Treue,  
windverpiffen, von Mäusen zernagt.

Aber dennoch und immer wieder ...

Und noch die extreme lyrische Abbrüchigkeit im 1975 veröffentlichten Gedichtband «Salzgärten» spricht von diesem Willen, auch dann zu lieben und zu leben, wenn der Tod unausweichlich am Ende der Liebesbiografie steht (S. 19):

#### SCHLAFENDES LIEBESPAAR

Jeder im Arm des andern Garbe.  
Barmherzigste aller Ernten  
zwischen Leben und Tod.

#### Wandel der Gläubigkeit

Was in diesem Band «Salzgärten» gegenüber den früheren lyrischen Äußerungen in Erscheinung tritt, ist eine skeptischere Gläubigkeit. Es wirkt nicht mehr der oft fast fraglose Glaube an die göttliche Präsenz, sondern die Beziehung der Lyrikerin zum göttlichen Du ist in ein neues Stadium getreten. Der Dialog nimmt andere Klänge auf, bezieht Zweifel und Rebellion ein, bekundet das Nichtverstehen, die Müdigkeit, das Unvermögen. Das Gedicht «Nachts» schließt mit dem Wunsch, «daß ich mündig erwache / aus der Ohnmacht der Kindschaft / zur Brüderlichkeit unterm Kreuz» (S. 27). In diesen nun vielfach gebrochenen Glaubenszeugnissen findet jener Leser, der aus der Selbstverständlichkeit religiöser Zwiesprache herausgefallen ist, weit mehr Übereinstimmungen mit seiner eigenen religiösen Befindlichkeit als in früheren Gedichten (folgendes Gedicht: «Salzgärten», S. 11):

#### MARGINALIEN

Immer noch die Handschrift des Schöpfers,  
wiedererkannt und unverstanden,  
täglich aufs neue entziffert, gedeutet,  
nie zuende.

Wir zeichnen uns ein an den Rand,  
stauend,  
fragend,  
aufsässig,  
müde.

Dunkler wird es  
und kälter,  
Zeit für die Lampe des Engels,  
der nicht diktiert,  
der uns *liest*.

Die Erfahrung von Härte, die sich schon früher u. a. im Bild der «siderischen Städte» geäußert hat, nimmt überhand. Alles spitzt sich zu, verliert an einschmeichelnder Gefälligkeit: inhaltlich wie bildlich. Die Wintermetaphorik z. B., die in früheren Gedichten, vor allem im Bild des Schnees, positive Assoziationen eingeleitet hat, entspricht nun ganz diesem unerbittlichen Gefühl, das schon der Titel des Bandes, «Salzgärten», ahnen läßt. Die Bilder weichen zurück, die Sache genügt sich selbst (S. 36):

DER WINTER IST STRENG GEWORDEN,  
das Elend sagt Elend  
und der Schnee nichts als Schnee.  
Ein Dolch aus Eis zerfetzt uns die Zunge.  
Auch der Engel tröstet antarktisch.

Der vorläufig jüngste Gedichtband, «Wenn du das Wappen der Liebe malst ...» (1981), führt die religiöse Thematik fort. Viele seiner Gedichte setzen sich mit den neutestamentlichen Grundlagen des Christentums auseinander, dem Anspruch der Bibel und dem menschlichen Unvermögen. Das Gedicht «Nachtfragmente» richtet Fragen an Gott, aber auch an sich selbst, an das lyrische Ich, das sich immer zwischen dem Zweifel und der Hoffnung weiß und den Glauben längst nicht mehr zum gesicherten Besitz erklärt (S. 99):

#### NACHTFRAGMENTE

BIST DU DA?  
Wieviele Sternwürfe weit  
bist Du uns nahe?

GLÄUBIG?  
Nicht wie die Sichereren.  
Aber hellhörig  
für die Botschaft

WIEDER BEREIT,  
den Zweifel auf mich zu nehmen –  
im Dienste der Hoffnung

DIE LIEBE NICHT EITEL NENNEN.  
Auch Vergebliches tun ...

#### Liebesgestus gegenüber Mensch und Erde

Der Lyrikband «Wenn du das Wappen der Liebe malst ...» enthält auch wiederum einige Beispiele jener Gedichte, die ich als Zeitgedichte bezeichnen möchte. Es sind Bekenntnisse der Dichterin, die in behutsamer, aber unmißverständlicher Art von der Verletzlichkeit, der Zerstörbarkeit unseres Planeten sprechen. Sie verzichten auf plakative Formeln, eröffnen vielmehr Dimensionen, die den marktgängigen Versen abgehen. Nach Christine Busta ist in einer bedrohten Welt wie der unsrigen «jeder neue Tag ein Jüngster Tag im eschatologischen Sinn ... Wir stehn schon mitten im Weltgericht»<sup>3</sup>:

#### AN DER GRENZE

Wenn du durchs Minenfeld gehn mußt,  
nimm eine Handvoll Samen mit –  
Mohn oder Ringelblumen –  
für deine Auferstehung.

Nochmals lebt in diesen wenigen Versen die lyrische Beschwörungskraft Christine Bustas auf. In denkbar unauffälligsten Bildern, diesen Zeichen für die Abwesenheit jeglicher Ambition, entfaltet sie einen Horizont, der weit über die anfänglich gesetzten Erwartungen hinausreicht. Diesseits und Ewigkeit, Schmerz und Auferstehung rücken in plötzliche Nähe zueinander, weil alles innerhalb dieses Gesichtskreises einer Künstlerin denkbar ist, aufgehoben in den Zeichen, die ihr ein bewegtes Leben eingepreßt hat («Salzgärten», S. 7):

VIELES HAB ICH IM LEBEN GESAMMELT:  
Worte, Bilder, Disteln und Steine,  
Muscheln, Hölzer und Samenkapseln,  
Scherben, Bitternisse und Schweigen.

Eines hätt ich so gern *geborgen*:  
die verkommene Güte des Menschen.

<sup>3</sup> Zitat aus: Doppelinterpretationen. Das zeitgenössische deutsche Gedicht zwischen Autor und Leser, hrsg. und eingeleitet von Hilde Domin (Fischer Tb. Nr. 1060, Fischer Taschenbuch Verlag '1969), S. 71. – Das anschließende Gedicht stammt aus «Salzgärten», S. 23.

Sie selbst, Christine Busta, deren Größe sich hinter Bescheidenheit verbirgt, lebt diese Güte, strahlt sie aus: in ihren Gedichten, ihrer Art zu leben und zu er leiden. Von der Sprache hat sie gesagt, sie «wird nicht geredet, / sie wird erlitten ...» («Salzgärten», S. 8), «eratmet von Mund zu Mund». Mitmenschlichkeit ist ihr Zeichen. Christine Busta sagte einmal: «Der Mensch geht mit seinem Nächsten unter, er wird mit seinem Nächsten gerettet. So schwach wir auch sein mögen, in der Zuneigung zum Mitmenschen können wir noch mit vergehendem Atem das Mysterium der Schöpfung erneuern.»<sup>4</sup> Diese eminent du-bezogene Dichtung stiftet Geborgenheit. Auch in die «siderischen Städte» des Unheils bricht das Heil ein.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

<sup>4</sup> Zitat aus: Doppelinterpretationen (wie Anm. 3), S. 72.

## Kirche gegen die Apartheid

Unter der Anklage, die südafrikanische Polizei verleumdet zu haben, hatte der Verfasser des folgenden Beitrags, Denis Hurley, Erzbischof von Durban und Präsident der Bischofskonferenz für das südliche Afrika, am 18. Februar vor einem Gericht in Pretoria zu erscheinen (Orientierung Nr. 3, 15.2.85, Titelseite). Rund 200 Freunde und Vertreter von Kirchen sowie Journalisten füllten um 8.45 Uhr den Saal, der sich aber bereits nach dreiviertel Stunden wieder leerte. Die Anklage, die im Falle der Schuldigerklärung dem Erzbischof 5 Jahre Gefängnis und eine Buße von rund 20000 DM (10000 Rand) hätte einbringen können, wurde fallen gelassen und der Prozeß endgültig annulliert. Offizielle Begründung: Die Anklage habe sich auf Berichte einer Presseagentur gestützt, die nicht mit den tatsächlichen Äußerungen des Erzbischofs übereingestimmt hätten. In Wirklichkeit entgingen Regierung und Polizei auf diese Weise der öffentlichen Beweisführung für die Richtigkeit der Aussagen des Erzbischofs. Wie dieser auf einer anschließenden Pressekonferenz erklärte, sind seine Anwälte im Besitz einer «drückenden Sammlung von Beweisen für Mordtaten, Überfälle, Raub und Vergewaltigung, die von den Sicherheitskräften ... begangen wurden».

Angesichts der jüngsten blutigen Polizeiaktion in Uitenhage (21. März) hat die von Hurley präsi dierte Bischofskonferenz für das südliche Afrika am 26. März zu einem Nationalen Trauertag aufgerufen und das «Massaker» und «Blutbad» unter Hinweis auf die Gewaltlosigkeit der Demonstranten («friedlich und mit leeren Händen») schärfstens verurteilt. Inzwischen ist auch der im November 1984 verfaßte Bericht dieser Bischofskonferenz «über das Verhalten der Polizei während der Township-Proteste» nach Europa gelangt. Der Gesamttext auf deutsch ist bei Pax Christi, Frankfurt/M., erhältlich; Einleitung und Chronologie der Ereignisse (Aug.-Nov. 1985) in: Weltkirche (München, Nr. 1/1985).

Im folgenden Aufsatz ist die Unterscheidung von prophetischem Zeugnis und kommunikativer Evangelisierung von Bedeutung, die Frage also, wie es gelingt, daß das prophetische Element des Evangeliums zur Motivation für das Handeln und die Änderung der Mentalität an der Basis der (weißen und schwarzen) Bevölkerung wird. Im Zusammenhang mit dieser Aufgabenstellung ist es bemerkenswert, daß die Bischofskonferenz auf ihrer Sitzung vom 22.-29. Januar die Einführung eines Kurses für «kontextuelle Theologie», d. h. einer vom Phänomen der Apartheid ausgehenden theologischen Reflexion in den Priesterseminaren diskutiert hat. (Red.)

Das Schiff der Apartheid segelt heutzutage auf stürmischer See. Es zu steuern ist schwierig, weil ihm die Winde aus allen vier Himmelsrichtungen entgegenschlagen.

▷ Im industriellen Bereich nehmen die Streiks immer mehr zu, da neue Gewerkschaften und Verbände mit wachsender Beteiligung der Schwarzen an Stärke gewinnen und sie diese im Kampf um eine gerechtere Verteilung des Wohlstands in Südafrika ausspielen.

▷ Bei der Jugend sorgen Schulboykott-Aktionen fortwährend für Unruhe. Die Unzufriedenheit der schwarzen Jugend ist ein Dauerzustand, seit Steve Biko, der charismatische Anführer der Black-Consciousness-Bewegung, den Schwarzen ein neues Bewußtsein ihrer Würde gab. Diese Vision entlud sich im Jahre

1976 in einer Protestbewegung, deren Zerschlagung 700 Menschen das Leben kostete. Steve Biko selber starb im September 1977 im Gefängnis.

Der Protest der schwarzen Jugend brodelte von da an weiter und flackerte von Zeit zu Zeit wieder auf, so zum Beispiel von August bis November 1984. Bevorzugte Strategie bleibt der Schulboykott, in dem sich die Verbitterung über das niedrige Niveau des Bildungsangebots für die Schwarzen Luft macht. In den Augen der schwarzen Jugendlichen des ausgehenden 20. Jahrhunderts haben frühere Generationen dies allzu leicht hingenommen; ihnen wird dies heute aber nicht mehr passieren. Sie lehnen jegliche Kapitulation ab und fordern einen Kampf, der bis zur Befreiung dauern soll.

Die jungen Leute wirken überzeugend. Der Schul- und Universitätsboykott bietet sich den Studenten als eine Option an. Aber was folgt danach? Die wenigen Berufschancen, die es für Schwarze gibt, werden so verspielt. Die Arbeitslosigkeit grassiert. Einige der jungen Menschen gehen über die Grenze und lassen sich vom «African National Congress» als Untergrundkämpfer ausbilden, womit sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Doch die kämpferische Boykottbewegung der Jugend rührt sich nun schon seit 1976 und zeigt keinerlei Ermüdungserscheinungen.

An dieser Stelle mag es hilfreich sein, einige Begriffe, wie sie in Südafrika verwendet werden, zu klären. Der Begriff «Schwarze» (black) kann in einem weiteren Sinne auf Afrikaner, auf sogenannte «Farbige» (coloured) und auf Inder angewendet werden, oder er kann sich in einem engeren Sinne nur auf Afrikaner beziehen. Was gemeint ist, ergibt sich aus dem jeweiligen Kontext. Der «African National Congress» (ANC) ist das traditionelle Sammelbecken der afrikanischen Opposition gegen die Herrschaft der Weißen in Südafrika. Von 1912 bis 1962 ging der ANC einen gewaltfreien Weg. Nach 1962 optierte die Organisation unter Nelson Mandela für die Gewalt. Deren Anwendung erfolgte ursprünglich in sehr begrenztem Umfang (z. B. Sabotageakte gegen technische Einrichtungen, sofern keine Gefahr für Menschenleben bestand); in letzter Zeit waren die Sabotageakte etwas wahlloser.

▷ Bei unserer Beschreibung der Stürme, die dem Schiff der Apartheid zu schaffen machen, kommen wir nun zu denjenigen, die vom Verfassungsbereich ausgehen. Mit dem Schachzug einer begrenzten Verfassungsreform versuchte die südafrikanische Regierung, soweit wie möglich die Unterstützung der sogenannten «Farbigen» und der Inder zu gewinnen, die 9 bzw. 2,75 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Eine neue Verfassung wurde ausgeheckt, die Mischlingen und Indern auf der Basis von getrennten Kammern eine parlamentarische Vertretung verschaffte. Pfarrer Allan Boesak, der bekannte Präsident des Reformierten Weltbundes und selbst ein Farbiger, mobilisierte alle Organisationen, die diesen Regierungsplänen feindlich gesonnen waren. Daraus ging die «United Democratic Front» (UDF) hervor, die eine eindrucksvolle, wirksame Kampagne gegen die neue Verfassung und gegen die Wahlen zu den nach Mischlingen und Indern aufgeteilten Parlamenten führte. Lediglich 16 Prozent der Mischlinge und der Inder gingen an die Urnen. Dennoch verwirklichte die Regierung ihre Pläne.

Die «United Democratic Front», die sich ursprünglich nur für diesen besonderen Anlaß konstituiert hatte, plant jetzt weitere Ziele und eine neue Strategie. Um die UDF handlungsunfähig zu machen, hat die Regierung sechzehn ihrer führenden Mitglieder unter Anklage des Hochverrats verhaften lassen; zwar machte sie keine Angaben, wie der angebliche Hochverrat begangen worden sein soll, ließ aber durchblicken, daß es um Sympathien für den «African National Congress» bzw. um Verbindungen zu dieser Bewegung gehe.

Zweifellos muß man zugeben, daß die UDF bei anderen politischen Bewegungen der Schwarzen auf Widerstand stößt. Weil die UDF ihre Bereitschaft bekundet, Unterstützung von jedermann - ob schwarz oder weiß - zu akzeptieren, der ihr Programm gutheißt, widersetzt sich ihr eine als «Nationales Forum» bekannte Organisation. In ihrem Schoß haben sich Grup-



pierungen zusammengeschlossen, die sich dem reinen «Black-Consciousness»-Gedanken verschrieben haben. Gegner der UDF ist auch die sogenannte Inkatha-Bewegung, deren Anhänger – unter Führung von Häuptling *Mangosuthu Gatscha Buthelezi*, dem Chefminister des Homelands Kwazulu – hauptsächlich aus dem Volk der Zulu in Natal stammen. Sowohl das «Nationale Forum» wie die Inkatha-Bewegung lehnen zwar die Rassentrennungspolitik ab, aber im allgemeinen gilt doch, daß der Widerstand gegen die Apartheid in erster Linie von den Gewerkschaften, der Jugend und der UDF getragen wird.

▷ Ein vierter Sturm droht dem Schiff der Apartheid von außen: von den USA, wo das Thema «Investitionsstopp in Südafrika» immer konkretere Formen annimmt.

Die heftigen Stöße dieser verschiedenen Kräfte und die zermürbenden Folgen weiterer Einflüsse, die sich seit der Ermordung von Premierminister *Hendrik Verwoerd*, dem Hauptarchitekten der totalen Apartheid, im Jahre 1966 verstärkt und vervielfacht haben, tragen dazu bei, daß die Apartheid heute nicht mehr ist, was sie einmal war. So ist die gesetzliche Arbeitsplatzreservierung («job reservation») praktisch verschwunden, obwohl die Diskriminierung im Berufsleben als Folge traditioneller Vorurteile und erheblicher Unterschiede im Bildungsniveau nach wie vor ihre Blüten treibt. Die von der katholischen Kirche geführten Privatschulen haben der schulischen Apartheid 1976 den Abschied gegeben. Langsam, aber nicht ohne kämpferische Auseinandersetzungen gibt auch die Sportwelt unter der ständig wachsenden Beteiligung der Schwarzen nach. Bereits dominieren die Schwarzen im Fußball, Südafrikas beliebtester Sportart. Ähnlich ist die Situation bei der Leichtathletik und beim Boxen. Allerdings herrscht immer noch ein Konflikt zwischen denjenigen, die – wie Fußballer, Boxer und Leichtathleten – mit den etablierten Sportverbänden «kollaborieren», und denjenigen, die dies ablehnen und ihre eigenen, getrennten Veranstaltungen durchführen, weil es nach ihrer Meinung in einer anormalen Gesellschaft auch keinen normalen Sport geben kann. Diese zweite Haltung macht sich vor allem beim Cricket und beim Rugby bemerkbar.

### Die Stunde der Kirchen

Es scheint, daß die Flut der Ebbe weicht, aber doch erst ganz allmählich. Die Apartheid ist noch nicht in ihren Grundfesten erschüttert. Nur an ihren Rändern zieht sie sich zurück. Dies ist ein lebenswichtiger Augenblick für die Kirche – Zeit für sie, all ihre Kräfte zu mobilisieren, um den möglichen Wandel zu beeinflussen. Natürlich gilt dies nicht nur für die katholische, sondern für alle christlichen Kirchen, die sich in ihrer Haltung gegenüber der Apartheid einig wissen.

Die sogenannten «englischsprachigen Kirchen» sind seit langem Gegner des Apartheid-Systems. Zu ihnen zählen Anglikaner, Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten, die, mit einigen weiteren Kirchen, den Südafrikanischen Kirchenrat («South African Council of Churches», SACC) bilden. Die katholische Kirche gehört eigentlich nicht zu diesen «englischsprachigen Kirchen», aber sie weist die gleichen charakteristischen Eigenschaften wie diese auf, denn obwohl 80 Prozent der Katholiken anderssprachig sind, dient doch das Englische in der katholischen Kirche landesweit als Mittel der Kommunikation.

Die reformierten Burenkirchen benützen Afrikaans als Verständigungsmittel. Die Kirche der Weißen innerhalb der «Niederdeutsch-Reformierten Kirche» (Nederduitse Gereformeerde Kerk, NGK) unternimmt wenig oder gar nichts, was man als Opposition gegen die Apartheid auslegen könnte. Denn die Apartheid gehört eben zur Kultur der «Afrikaner» (Buren) – genauso wie diese Kirche.

Der SACC ist in den letzten 20 Jahren ein Organ machtvollen prophetischen Zeugnisses gewesen. Der Kirchenrat hatte und hat an seiner Spitze ausgezeichnete Generalsekretäre, so z. B. Bischof *Desmond Tutu*, der die Zügel vor kurzem in die Hände

seines Nachfolgers *Christian Beyers Naudé* gelegt hat, eines «abtrünnigen» Pfarrers der Niederdeutsch-Reformierten Kirche, den ich gerne als Südafrikas größten Christen bezeichne.<sup>1</sup> Leider wird eine Körperschaft wie der SACC bald einmal so sehr von ihrer unmittelbaren organisatorischen Tätigkeit in Anspruch genommen, daß es ihm nicht mehr gelingt, seine Botschaft bis hinunter zur Basis seiner Mitgliedskirchen dringen zu lassen. So gibt er zwar ein prophetisches Zeugnis, aber ohne daß es evangelisierend wirksam wird.

Die katholische Kirche gehört dem Südafrikanischen Kirchenrat nicht an, aber sie arbeitet als beobachtendes Mitglied eng mit ihm zusammen. Daß die katholische Kirche nicht Vollmitglied ist, hat sie in gewissem Sinne stärker angespornt, von sich aus aktiv zu werden. So gilt sie heute im sozialen Bereich als vorbildlich.

Bis vor etwa zehn Jahren nahm die katholische Kirche – wie übrigens die «englischsprachigen Kirchen» auch – vornehmlich in öffentlichen Erklärungen und Hirtenbriefen Stellung. Seit 1976, als sie in unbekümmerter Mißachtung des Gesetzes in ihren Priesterseminaren und Schulen die Rassenintegration verwirklichte, engagiert sich die katholische Kirche vermehrt in praktischen Aktionen. Seither hat sich die Konferenz der katholischen Bischöfe Südafrikas vor allem auf drei Gebieten durch ihre engagierte Kritik hervorgetan: gegenüber dem Krieg, den Südafrika in Namibia führt, und – gemeinsam mit dem SACC – gegenüber den Zwangsumsiedlungen, die die definitive Ansiedlung der Schwarzen in den sogenannten Homelands bezwecken, sowie gegenüber Brutalitäten der Polizei während der Unruhen in den Vorstädten der Schwarzen von August bis November 1984, einer Periode, in deren Verlauf über 150 Menschen, vor allem durch Gewalt seitens der Polizei, umkamen.

### Vom prophetischen Zeugnis zur Evangelisierung

Dieses Engagement der Bischöfe hat bei vielen weißen Katholiken wenig Anklang gefunden. Bei drei innerkatholischen Gruppen hat es sogar offene Feindschaft hervorgerufen. Auf diese Weise befindet sich die Bischofskonferenz allmählich in der gleichen Lage wie der SACC: zwar prophetisches Zeugnis, aber ohne evangelisierende Wirkung. Das Gebot der Stunde ist daher heute sowohl für die katholische Kirche wie für die Mitgliedskirchen des SACC, sehr viel mehr Sorgfalt zu verwenden auf den Prozeß der Evangelisierung, der Verkündigung und des «Ankommens» der Botschaft bei schwarzen wie bei weißen Christen. Die Schwarzen müssen den Wandel als erste vorantreiben. Die Weißen müssen dazu gebracht werden, die kommenden Veränderungen zu bejahen. Die Inspiration muß dabei vom Evangelium kommen.

Die Frage, wie dies verwirklicht werden soll, hat nun allererste Priorität. Die katholische Bischofskonferenz hat ein Pastoralplanungsprogramm lanciert, um die wesentlichen Aspekte der Evangelisierung (sowohl christliche Erwachsenenbildung wie Katechese für Kinder und Jugendliche) herauszustellen und zueinander in Beziehung zu setzen, indem die grundlegenden religiösen Werte – Glaube, Gebet, sakramentales Leben – ebenso wie die Anforderungen von gesellschaftlichem Engagement, von Nächstenliebe und Gerechtigkeit in der Apartheid-Gesellschaft berücksichtigt werden.

In einem Projekt des SACC, «Christen für Gerechtigkeit und Frieden», wird der Akzent auf die gesellschaftliche Dimension gelegt: Ziel des Projekts ist es, «dazu beizutragen, daß Südafrikas Gesellschaft in Richtung auf Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit verändert wird, und zwar indem Christen durch Bildung und Aktion mobilisiert werden». Die katholische Kirche wird keine Schwierigkeiten haben, ihr eigenes Programm mit dem Projekt des SACC zu koordinieren, in welchem es in er-

<sup>1</sup> Zu Bischof Tutu vgl. P. Rutishauser, in: Orientierung 1985, Nr. 3, S. 34ff., und zu Beyers Naudé vgl. ebd., S. 34, Anm. 1.

ster Linie um Erziehung und Kommunikation geht – damit prophetisches Zeugnis in Evangelisierung umgesetzt wird.

Als ein wichtiges Element im Rahmen des erwähnten SACC-Projekts wird 1987 eine Konferenz der christlichen Kirchen stattfinden. Die Konferenz wird wie ein Höhepunkt wirken – aber noch viel wichtiger werden Vorbereitung und Nacharbeit sein. Die größte Mühe wird darauf verwendet werden, sicherzustellen, daß die Nacharbeit ebenso viel und hoffentlich sogar noch mehr Beachtung findet als die Vorbereitung.

Beide Programme werden mit enormen Problemen zu kämpfen haben. Die schwarzen Christen müssen evangelisiert werden, damit sie verstehen, daß das Evangelium ihre Befreiung fordert. Die weißen Christen müssen evangelisiert werden, damit sie akzeptieren, daß die Werte des Evangeliums nicht nur für das persönliche und familiäre Leben, sondern auch für die ge-

sellschaftliche Wirklichkeit gelten. Wir sind uns bewußt, daß eine ungeheure Aufgabe vor uns liegt. Aber wenn das Evangelium bei dem, was sich in Südafrika zu ereignen beginnt, etwas zu sagen haben soll, müssen die Kirchen mit der Hilfe des Herrn mitten in diesen Ereignissen stehen, um so dem Herrn zu ermöglichen, Einfluß auf sie zu nehmen.

Eine Bestandsaufnahme unter rein menschlicher Rücksicht würde vermutlich die Empfehlung nahelegen, unsere Planung und unser Projekt fallenzulassen und auf das Unvermeidliche zu warten – die Explosion und das Chaos, die kommen müssen. Aber Christentum baut wesentlich auf Hoffnung auf, und so hoffen, beten und handeln wir weiter – Südafrikas düsteren Zukunftsaussichten zum Trotz. Möge der Herr unsere Bemühungen leiten.

*Erzbischof Denis Hurley OMI, Durban*

Aus dem Englischen übersetzt von Clemens Locher und Martin Maier.

## «Moralerziehung» in Japans Nachkriegsgeschichte

Gespräch mit Prof. Klaus Luhmer SJ, Sophia-Universität Tokio (I)

Der Preis für Japans Aufstieg zur Wirtschaftsmacht wird weiterhin in einem für uns unvorstellbaren «Firmenstreß» und «Schulstreß» gesehen, wobei die Sicherheit, die der erste bietet, die Familien motiviert, auch den zweiten auf sich zu nehmen. Der Leistungsdruck, unter dem Japans Schul- und Erziehungssystem steht, bestimmt sich aus dem Ziel, in die bestmögliche Firma hineinzukommen. Dies setzt zuvor die Aufnahme in die bestmögliche Universität, folglich die bestmögliche Oberschule usw. bis zurück zum Kindergarten und Vor-Kindergarten voraus. Auch die starke, die Freizeit mitefassende Gruppenbindung in der Firma ist in den Schulen vorgebildet, und kein Tourist kann die Scharen uniformierter Schüler und Schülerinnen übersehen, wie sie in ihren meist dunklen Kleidungen die Tempelbezirke und andere Sehenswürdigkeiten überfluten.

Dabei sind hier nicht etwa Primar- oder Grundschüler gemeint (in Japan 6 Jahre Grundschule), auch nicht die Sekundarschüler der Stufe I oder «Mittelschule» (3 Jahre), sondern die *Oberschüler*, die über das neunjährige Schulobligatorium hinaus drei weitere Jahre eine «freiwillige» Sekundarschulstufe II absolvieren. Es sind dies nicht weniger als 92–93 Prozent dieser Altersklasse, und die verbleibenden rund 8 Prozent sind meistens Jugendliche vom Land, die entweder Tagelöhner werden oder eine landwirtschaftliche oder Fabriklehre absolvieren. Die Institution der gewerblichen Lehre bei einem Lehrmeister mit begleitender Berufsschule ist so gut wie unbekannt, und die verschulte Jugend geht nahtlos in die Firmengesellschaft über, insofern auch die erste Stufe der Universitätsausbildung (4 Jahre) noch stark schulischen Charakter trägt; ihr dem amerikanischen *bachelor degree* entsprechender Abschluß bildet auch im Hinblick auf untergeordnete Beschäftigungen die Voraussetzung für den Eintritt in eine größere Firma.

Geht nun die Struktur des derzeitigen japanischen Bildungswesens weitgehend auf eine Reform nach dem 2. Weltkrieg unter *amerikanischem* Einfluß zurück, so stellt sich die Frage, was daran trotzdem «japanisch» ist, wie sich die politische Nachkriegsgeschichte Japans in der Entwicklung des Erziehungssystems widerspiegelt und welches *Ethos* dieses System allenfalls animiert. Während meines Aufenthalts an der Sophia-Universität in Tokio im vergangenen Herbst befragte ich darüber den Rektor der dortigen Jesuiten-Kommunität; *Klaus Luhmer*. Er hat einen Lehrstuhl für Pädagogik inne, der sich ausfaltet in Geschichte der Pädagogik, vergleichende Pädagogik, Moralerziehung und Montessori-Pädagogik. Auf den hier veröffentlichten ersten Teil des Gesprächs wird ein zweiter folgen, in dem mehr Inhaltliches und Methodisches zur Sprache kommen soll. *L.K.*

*Kaufmann (K):* «Geschichte der Pädagogik»: wo fängt das bei Ihnen an und wo hört es auf?

*Luhmer (L):* Insofern ich die Geschichte westlicher Pädagogik zu dozieren habe, beginne ich bei Homer; da Geschichte aber

auch die Zukunft einschließt, ende ich mit einer Prognose für das 21. Jahrhundert.

*K:* Nach dem Muster: Woher kommen wir, wohin gehen wir. Das schließt dann wohl auch die «Trends» in der Gegenwart ein, und die Prognose dürfte nicht nur den Westen, sondern auch Japan betreffen?

*L:* Ich bin in Japan und habe mich mit japanischen Erziehungssystemen auseinandersetzen müssen, vor allem im Zusammenhang mit der *Moralerziehung*. Sie ist zwar sehr stark vom Westen beeinflusst, hat aber auch starke östliche Elemente, vor allem aus dem Konfuzianismus, zum Teil auch aus dem Buddhismus und aus der japanischen Tradition des Shintoismus. Zurzeit erfolgt eine Besinnung auf japanische Tradition und japanisches Kulturgut, und ich glaube, daß diese Besinnung für die nächsten 10–20 Jahre die Richtung bezeichnen wird.

*K:* Sieht man von außen auf Japan, hat man den Eindruck, der oberste Wert sei heute die Technologie, insofern Japan jedenfalls sehr stolz darauf sein kann, in einigen Bereichen, zumal in der Elektronik, den Weltmarkt erobert zu haben. Angesichts dieser Erfolge dürfte es möglicherweise schwerhalten, in der Erziehung «Moral» als einen wichtigen Faktor anzusehen.

*L:* Zweifellos hat sich Japan schon seit 100 Jahren wirtschaftlich entwickelt. Das wurde möglich, weil Japan das Schicksal der übrigen asiatischen Völker – von Afrika ganz zu schweigen – vor Augen hatte, die alle für lange Zeit «Kolonialvölker» wurden. Japan ist die einzige Nation, die sich vor diesem Schicksal bewahrt hat, denn die Japaner schätzten die Situation damals richtig ein: Sie kamen zur Überzeugung und faßten den Entschluß, sie müßten eine starke Wirtschaft, eine stabile politische Ordnung und ein entsprechendes Heer haben, um sich notfalls gegen die westlichen Mächte bzw. gegen China zur Wehr setzen zu können. Im japanisch-chinesischen Krieg haben sich die Japaner dann selber in die Kolonialpolitik der Mächte eingeschaltet. Der nächste Höhepunkt war der japanisch-russische Krieg, in dem sich die Japaner erstmals gegenüber einer westlichen Großmacht bewährt haben, und zwar auf der Linie, für die das Land bei seiner Öffnung in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts optiert hatte.

### Von Sieg zu Sieg: Erziehungsreformen 1905 und 1937

*K:* Aus der Sicht unseres Themas würde das heißen: Der gute Ausgang eines Krieges wurde als Beweis für eine gute Erziehung der Nation gewertet?

*L:* Das läßt sich gewiß behaupten. Der Sieg im Krieg schlug sich in einer Erziehungsreform nieder, die in der Folgezeit immer mehr die nationalistische Richtung verstärkte. Allerdings gab

es zunächst noch ein Zwischenspiel: In der Zeit des Kaisers *Taisho* (1911–1925), die unmittelbar auf die Meiji-Zeit (1867–1912) folgte, fanden in Japan – auch im Erziehungswesen – demokratische Ideen Eingang. Dann aber geriet Japan in den Sog totalitärer Bewegungen: Man denke an Italien (1922), Deutschland (1933), aber auch an den Stalinismus in Rußland. In Japan machten sich diese Tendenzen in der Erziehung bereits 1925 bemerkbar, als an allen Universitäten sowie an den Lehrerseminaren und den sogenannten «Kollegien» das System eines zugeordneten Offiziers eingeführt wurde. Jede Lehranstalt hatte einen Trainingsoffizier aus dem Heer oder der Marine einzustellen. Er hatte das militärische Teilzeittraining der Studenten durchzuführen und zu überwachen. Es ging um Exerzieren, Schießen und Kriegsspiele. Wer dieses Training an der Hochschule absolvierte, mußte im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht nur noch ein Jahr dienen. Für die übrigen dauerte die Dienstpflicht drei Jahre.

K: Das sieht ja zunächst nach einer Privilegierung der Studenten aus. Die Frage ist wohl, wie weit die militärischen Übungen auf den gesamten Lehrbetrieb abfärbten und die Atmosphäre bestimmten.

L: Ein weiterer Markstein in der Entwicklung war die Ermordung des Premierministers *Inukai* am 15. Mai 1931. Damals ging es um die wirtschaftlich-politische Durchdringung der Mandschurei unter militärischer Bewachung. Die Regierung schreckte noch davor zurück, den Einbezug der Mandschurei in die japanische Einflußzone mit Waffengewalt zu erzwingen. Deshalb wurde der demokratisch eingestellte *Inukai* ermordet: ein Fanal für eine ganze Serie politischer Morde in Japan. Nachdem schließlich am 26. Februar 1936 eine ganze Anzahl von führenden Politikern an einem einzigen Tag den Mordanschlägen zum Opfer gefallen waren, wagte es von den demokratisch Eingestellten niemand mehr, sich den Militärs zu widersetzen.

Im Bildungswesen schlug sich dieser Vorgang in einer Leitschrift des Erziehungsministeriums (1937) über das «Wahre Wesen unserer Staatsidee» nieder. Damit wurde das ganze Erziehungsdenken auf die Tradition des Shintoismus mit dem Kaiserhaus im Mittelpunkt zurückgeführt: Es war sozusagen der japanische «Mythos des 20. Jahrhunderts». Das mündete schon sehr bald in den Krieg. Der Krieg mit China begann ja schon im selben Jahr 1937.

K: Hatte er nicht schon vorher in der Mandschurei begonnen?

L: Dort hatten die Japaner formell einen Puppenkaiser eingesetzt. Jetzt aber wollten sie ganz China besetzen, was ihnen allerdings nie gelungen ist. Die Westmächte verlangten damals energisch den Abzug und drohten ultimativ, Japan jegliche Einfuhr an Eisen und Öl zu sperren. Daraufhin beschlossen die Japaner den Durchbruch bzw. die Flucht nach vorn: Nachdem sie am 7. 12. 41 in Pearl Harbor die amerikanische Kriegsflotte zerstört hatten, expandierten sie in großem Stil in ganz Südostasien. Sie eroberten die Philippinen, Neuguinea, ganz Indonesien und Burma bis an die indische Grenze. Neben Kohle und Erz aus China hatten sie damit auch Öl. Aber da alles in militärischer Hand war und die Armee der Privatwirtschaft mißtraute, ist es den Japanern nie gelungen, die Rohstoffe, die sie in diesen Ländern fanden, effektiv auszubeuten und der japanischen Wirtschaft zuzuführen. Alles blieb unter militärischer Kontrolle, und selbst die Leistung der Ölraffinerien blieb so gering, daß sie keine wesentliche Veränderung der Wirtschaft bewirkte.

K: Wozu dann all die Eroberungen?

L: Damals ging das Gerücht um, daß Japan und Deutschland sich bereits über gemeinsame Grenzlinien absprächen. Indien sollte zu Japan gehören, wie weit auch Afrika japanisch würde oder unter deutschen Einfluß käme, blieb offen: Da wären die beiden wahrscheinlich zusammengestoßen.

K: So weit gingen die Hegemonieträume? Und am Ursprung

von alledem sehen Sie den Sieg über Rußland im Jahr 1905 und die mit ihm verbundene nationalistische Erziehungsreform?

L: Ob des gewonnenen Kriegs mit Rußland kam man in Japan zur Überzeugung, daß die bereits unter der langen Meiji-Regierung begonnene nationalistische Erziehung die richtige war und sie nun nur noch zu verstärken sei. Konkret sah das damals (1905/06) zum Beispiel so aus: Aufgrund der neuen Richtlinien für die Erziehung wurden neue Lehrbücher verfaßt. Von diesem Zeitpunkt an war es nicht mehr einzelnen Verfassern freigestellt, Lehrbücher zu schreiben und zu vertreiben. Vielmehr wurden die Lehrbücher jetzt im Erziehungsministerium sowohl geschrieben wie gedruckt und zu einem Minimalpreis, praktisch gratis, verteilt. Auch die Privatschulen mußten diese offiziell approbierten Lehrbücher benutzen.

K: Worin bestand inhaltlich der Unterschied?

L: Bis dahin hatte man den Kindern Gestalten wie Florence Nightingale oder den Sklavenbefreier Lincoln oder auch Newton und ähnliche Westler vor Augen gestellt. Jetzt hingegen kamen als Vorbilder für die kindliche Phantasie nur noch Japaner in Frage, und die Ausländer wurden aus dem Programm gestrichen.

#### 1945/47: Amerikanisch verordnete «Umerziehung»

K: Nun ließe sich denken, daß aus dem 2. Weltkrieg, wie immer man die Niederlage der Japaner bewertet, wiederum «Folgen» für die Erziehung gezogen wurden.

L: Bereits in der Potsdamer Erklärung wurde auch die Erziehung erwähnt, des Inhalts, daß Japan demokratisch neu erzogen werden sollte. Eine Umerziehung des ganzen japanischen Volkes stand denn auch im Programm der amerikanischen Besatzungsmacht. Außer den Amerikanern waren zwar auch noch die Engländer als «Besetzer» hier, aber sie hatten geringen Einfluß. Die Amerikaner bestanden darauf, daß die Umerziehung nach *ihren* demokratischen Idealen erfolgen sollte. Und so kam schon im Dezember 1945, vier Monate nach der Kapitulation, von der US-Administration ein Befehl, daß zunächst der *Moralunterricht* (Shintoismus, Kaiserhaus im Mittelpunkt und japanische Mythologie) *abgeschafft* werde. Abgeschafft wurde ferner der Unterricht in Geschichte und Geographie, d. h. was man heute unter Sozialkunde zusammenfaßt. Im Februar 1946 traf eine Kommission von 27 US-Erziehungsexperten in Japan ein. Sie studierten das Schulwesen, unterhielten sich mit Pädagogen und Lehrern und verfaßten innerhalb Monatsfrist ein Dokument von 50 Druckseiten mit Richtlinien, nach denen das japanische Volk umerzogen werden sollte. Auf dieser Basis wurden im folgenden Jahr 1947 ein Erziehungsgrundgesetz, ein Schulgesetz und noch weitere sechs Schulgesetze, z. B. über die Lehrbefähigung, die Universitäten, die Privatschulen erlassen.

K: Wohin zielten nun aber die amerikanischen Richtlinien? Woraufhin und wie sollte «umerzogen» werden?

L: Das Gesamtziel ist die Heranbildung einer demokratisch eingestellten Bevölkerung: Sie soll zu Gerechtigkeit und Philanthropie gelangen, vor allem aber soll sie eine friedliebende Nation werden. Im Sinne dieser Zielsetzung kamen Richtlinien heraus und wurden alle Schulbücher umgeschrieben. Jetzt durften einzelne Verfasser Schulbücher vorlegen. Sie mußten zwar hinsichtlich ihrer Qualität von einer Kommission beurteilt werden – und das gilt auch heute noch –, aber die Kontrolle war nicht mehr so scharf wie in der Vorkriegszeit. So gibt es jetzt ein großes Angebot von Lehrbüchern, aus denen die einzelnen Schulkommissionen auswählen können.

K: Gibt es heute noch eine Zensur?

L: Es gibt sie noch. Sie beschränkt sich zwar angeblich auf die wissenschaftliche Qualität des Lehrmaterials, und sie dehnt sich angeblich nicht auf die Ideologie aus. Doch die linksgerichtete Lehrgewerkschaft bestreitet dies, und es hat schon mehrere Gerichtsfälle gegeben, weil linksgerichtete Verfasser

protestiert haben, daß ihre Lehrbücher aufgrund ideologischer Kriterien zurückgewiesen wurden.

**K:** Von wann an hörte denn die Zensur der Amerikaner auf?

**L:** Die Amerikaner haben nie zensiert. Die ganze Schulgesetzgebung wurde von ihnen den Japanern überlassen.

**K:** Und die Japaner haben dann brav und getreulich alles im Sinne der US-Besetzer reformiert? Geschah dies aus Überzeugung oder «contre cœur»?

**L:** Alles verlief reibungslos. Man konnte an die 20 Jahre vorher unterbrochene demokratische Tradition der Taisho-Zeit anknüpfen, die ich schon erwähnt habe. Die amerikanische Pädagogen-Kommission hatte ihr obgenanntes Dokument im März 1946 General McArthur überreicht, und der überreichte es dem Erziehungsministerium. Die übrige Arbeit haben die Japaner zu 90 oder 95 Prozent selber geleistet. Die Schulgesetze mußten natürlich im Reichstag approbiert werden, nachdem es ab Herbst 1947 wieder ein gewähltes – zu 99 Prozent von demokratischen Parteien beschicktes – Parlament gab.

### Gegen den Widerstand der Lehrgewerkschaft ...

**K:** Also keinerlei Aufmüpfen gegen die amerikanische «Umerziehung»?

**L:** Für die Amerikaner entstand erst ein ernstes Problem, als sie die «perfekte Freiheit» einführten und die von der japanischen Polizei lange in Gewahrsam (Gefängnis) gehaltenen Linkskräfte freilassen mußten. Zum Teil kamen sie aus dem selber gewählten russischen Exil zurück. Dort waren sie zur Formierung von Massenorganisationen trainiert worden und setzten nun ihr Können alsbald unter dem Titel «Gewerkschaft» in die Tat um. So verstanden sie es, eine Studentengewerkschaft aufzubauen, deren Spitze aus Mitgliedern der KP gebildet war. Auch die Spitze der Lehrgewerkschaft mit ihren – auch heute noch – ungefähr 500000 Mitgliedern bestand aus KP-Leuten. Und obwohl natürlich längst nicht alle Lehrer in der Gewerkschaft Kommunisten waren, verstand es die Führung dank ihres Trainings in sozialer Organisationstechnik, die Masse der Mitglieder an sich zu reißen.

**K:** Und wo blieben, als die Freiheit ausbrach, die alten Leute von rechts?

**L:** Die Rechtsradikalen waren zunächst lahmgelegt. Man hatte sie – um die 200000–300000 – aus ihren Ämtern entlassen, und sie mußten den *purge*, eine Reinigung im Sinne der Entnazifi-

zierung, über sich ergehen lassen. Auf die Bildung der Gewerkschaften hatten sie somit überhaupt keinen Einfluß.

**K:** Wie reagierten die Amerikaner auf die linken Lehrer?

**L:** Sie hatten natürlich Sorgen. Und ein paar Jahre später gab es einen «purge» Richtung links, eine Reinigung von Linksradi- kalen. Inzwischen kamen die purgierten und gemäßigter gewordenen Rechtsradikalen alle wieder zu Amt und Würden, und so wurde es kompliziert. Dabei hatten die Japaner, auch die Vernünftigen und Gemäßigten, noch ihr besonderes Problem damit, daß die Amerikaner die Moralerziehung abgeschafft hatten. Von Anfang an wurde das übel aufgenommen. Als im Jahre 1950 wieder eine amerikanische Bildungskommission – diesmal nur noch aus fünf Experten bestehend – nach Japan kam, um zu sehen, wie man mit dem Demokratisierungsprozeß zu Streich gekommen sei, beschwerten sich die maßgebenden Kreise über das Vakuum an Moralerziehung. Es waren nun aber nicht mehr die Amerikaner, die sich dagegen stellten, sondern jetzt fand sie ihre Gegner in der linksorientierten Lehrgewerkschaft. Es folgte eine sieben Jahre dauernde Auseinandersetzung. 1957 gelang es der japanischen Regierung, den harten Widerständen zum Trotz, den Moralunterricht auf dem Verordnungsweg wieder einzuführen – auf dem Gesetzesweg wäre die Vorlage im Parlament kaum durchgekommen.

### ... Wiedereinführung des «Moralunterrichts»

**K:** Was bestimmt die Verordnung konkret?

**L:** Alle Schulen für das schulpflichtige Alter (6–15 Jahre) müssen jede Woche eine Schulstunde (45 Minuten) Moralunterricht erteilen. Allerdings gibt es dafür weder vorgeschriebene Lehrbücher noch Examina, und es gibt auch keine Noten. In diesem Sinn ist es kein reguläres Schulfach, aber die vorgeschriebene Zeit muß darauf verwendet werden.

**K:** Wird das von irgendeiner Instanz kontrolliert oder inspiert? Gibt es Angebote?

**L:** Es wird sehr freizügig gehandhabt und ist deshalb auch wenig wirksam. Auf Zukunft und auf das 21. Jahrhundert hin wird sich wohl, so sehe mindestens ich es, ein besser organisierter und – bei stärkerer Überwachung – mehr verschulter Moralunterricht herausbilden.

**K:** Entscheidet das Charisma, welcher Lehrer diesen Unterricht erteilt?

**L:** De facto ist es meist der Klassenlehrer. Aber nach den behördlichen Bestimmungen sind Moralunterricht und -erziehung nicht auf die so bezeichneten 45 Minuten beschränkt, sondern das damit Gemeinte soll durch alle Schulfächer hindurchgehen, ja auch die außerschulischen Aktivitäten wie Sportclubs usw. erfassen. Die gesamte Schumatmosphäre soll von der moralischen Einstellung der Lehrer geprägt sein. Theoretisch wird von allen Lehrern vorausgesetzt, daß sie die Stunde des Moralunterrichts übernehmen können. Es gibt keine fachgebundenen Morallehrer, sondern der Moralunterricht ist die Sache aller Fächer und aller Lehrer. Deshalb müssen alle, die eine Lehrbefähigung für Primarschule und Sekundarschulstufe I erwerben, während ihres Universitätsstudiums zwei Einheiten für die Methode des Moralunterrichts belegen. Aber das ist ungenügend. An unserer Universität habe ich das zu unterrichten. Ich habe eine Massenvorlesung von 500 eingeschriebenen Hörern. Das ist sehr unbefriedigend. Bei einer so großen Zahl werden keine Anwesenheits- oder Abwesenheitslisten geführt. Und so stellt sich bei mir, ebenso wie an anderen Universitäten, die Frage, wie viele diesem Kurs ernsthaft folgen und wie viele nur am Schluß das Examen machen.

**K:** Für die Lehrer gibt es also doch ein Examen.

**L:** Sie werden geprüft, was sie in einem einsemestrigen Kurs mit zwei Wochenstunden (total 30 Std.) an Methode gelernt haben. Ohne dieses Examen erhalten sie auch als Physiker, Mathematiker usw. von der Regierung keine Lehrbefähigung.

(2. Teil folgt)



**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

**Ständige Mitarbeiter:** Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

**Anschrift von Redaktion und Administration:** Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** «Orientierung, Zürich»

**Schweiz:** Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge  
Konto Nr. 0842-556967-61

**Deutschland:** Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700

**Österreich:** Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

**Italien:** Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

**Jahresabonnemeri 1985:**

Schweiz; Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50

Deutschland; DM 43.- / Studenten DM 29,50

Österreich; öS 330,- / Studenten öS 215,-

Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten

**Gönnerabonnement:** Fr. 40.- / DM 50,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

**Einzelexemplar:** Fr. 2.50 / DM 3,- / öS 22,-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

**AZ**

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich